



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

χ. χ.: Briefe aus der Kaiserstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

vor welche einfachen und bewegenden Gegensätze er bei der Wahl gestellt war? Diese Frage ist hinsichtlich der ultramontanen Verstärkung in den jüngsten Tagen in einleuchtendster Weise auf die canonische Einfalt der Massen zurückgeführt worden. In Betreff der wenigen außersächsischen Wahlkreise, in denen Socialdemokraten gewählt wurden, wie in Altona und im Wuppertal, liegt das Resultat in dem Ueberwuchern einer fluctuirenden und pietätlosen Arbeiterbevölkerung. Aber für das Königreich Sachsen ist die Frage mit diesen Antworten noch nicht erklärt. Hier liegen die Verhältnisse verwickelter und durchschnittlich noch weniger erfreulich. Es lohnt wohl der Mühe in einer besonderen Betrachtung auf diese Verhältnisse näher einzugehen. S. B.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 18. Januar 1874.

Zum dritten Male feiert heute das neue deutsche Reich seinen Geburtstag. Seltsam genug, daß gerade in der Hauptstadt kaum irgend ein Zeichen an den ewig denkwürdigen Act erinnert, der vor drei Jahren sich im Spiegelsaale des Versailler Schlosse vollzog. Vergebens durchblättern wir unsere großen Zeitungen, selbst die ministeriellen Organe feiern den Tag mit — Schweigen; nur die „Spenerische Zeitung“ macht eine Ausnahme. Vor einem Jahre prangte doch wenigstens noch auf den Ankündigungszetteln der Theater und Vergnügungsorte die Ueberschrift: „Zur Feier des Jahrestages der Errichtung des deutschen Reichs,“ heute scheinen sie's vergessen zu haben. In den Straßen fehlt der Flaggenschmuck — kurz, es ist ein Sonntag, so langweilig, so bedeutungslos, wie alle andern Berliner Sonntage.

So nüchtern, so haar der politischen Begeisterungsfähigkeit ist das Geschlecht unserer Bevölkerung der Hauptstadt. Ohne Zweifel ist diese provisorische Stimmung der praktischen Aufgaben unseres jungen nationalen Staatslebens förderlicher, als die träumerisch-idealistische Schwärmerie der Vergangenheit. Dennoch werden wir den patriotischen Enthusiasmus wieder zu etwas höherer Temperatur ansachen müssen, wenn bei uns die staatsbürgerlichen Pflichten in demjenigen Maße erfüllt werden sollen, welches allein eines freien und mündigen Volkes würdig ist. Das gilt zunächst und in ganz besonderem Grade von Berlin; die diesmaligen Reichstagswahlen haben uns darüber sehr unsanft die Augen geöffnet. Wenn die „Stadt der Intelligenz“ eine Wahlbetheiligung von kaum 30% aufzuweisen hat, so ist das keine Thatsache, über welche man mit einem Achselzucken hinweggehen kann, sondern ein Zustand, welcher der gesammten männlichen Bevölkerung Berlins

die Schamröthe ins Angesicht treiben sollte. Und um so widerwärtiger ist das Schauspiel, wenn dann unser Bürgerthum sich in kopflosen Klagen ergeht über das Emporwuchern der Socialdemokratie, wenn es auf Modificationen des Wahlrechts sinnt und sogar im Stillen bereits an die staatliche Gesellschaftsrettung denkt. Ist so das Geschlecht geartet, welches Selbsthilfe und Selbstverwaltung auf seine Fahne schrieb? Gewiß, der Socialismus hat in Berlin bedeutend an Boden gewonnen und nicht in der Macht des Bürgerthums hätte es gestanden, ihn daran zu verhindern. Wohl aber hätte man verhindern können und müssen, daß seine Bedeutung außerordentlich viel größer erscheint, als sie in den thatsächlichen Verhältnissen begründet ist. Wie wäre es möglich gewesen, daß der Lassalleaner Hasenclever gegen den gefeierten Volksmann Schulze-Delitzsch hätte in die engere Wahl gelangen können, wenn von den 28,250 Wahlberechtigten, statt 8200, nur die Hälfte an der Urne erschienen wäre! Und wie viel ungefährlicher würde sich die Hasenclever'sche Garde von 9000 Mann ausnehmen, wenn ihr von den übrigen 120,000 Wählern Berlins nur 80 — 90,000 gegenübergetreten wären, statt höchstens 35,000? Wahrhaftig, nicht das allgemeine und directe Wahlrecht soll man anklagen, sondern den Mangel an politischem Pflichtbewußtsein, ja an politischem Muth, der in der Hauptstadt eingerissen ist. Denn neben Jenen, welche die Ausübung ihres Wahlrechts aus Gedankenlosigkeit oder Trägheit veräußen, existirt in Berlin eine ungeheure Menge Solcher, die nicht wagen, einen Candidaten ihrer eigenen Richtung aufzustellen, aus Furcht vor der „Blamage“. Leider ist es kaum zu leugnende Thatsache, daß in dieser Rubrik am zahlreichsten die Befenner der nationalliberalen Anschauung vertreten sind. Die Erfahrung vom 10. Januar muß sie von der Nothwendigkeit überzeugt haben, sich endlich ihrerseits zu organisiren. Hoffen wir daß dieser Ueberzeugung nun auch einmal die That folgt!

Doch nicht für Berlin allein, für die reichsfreundlichen Männer ganz Deutschlands ist der Ausfall der Wahlen eine ernste Mahnung. So wacker auch in den meisten Theilen des Reichs gekämpft worden ist, die nationale Sache ist im Ganzen nicht gestärkt, sondern eher geschwächt aus dieser Probe hervorgegangen. Bis zu einem gewissen Grade war dieser Ausgang vorherzusehen. Es fehlte die frische Begeisterung, welche vor drei Jahren unter dem Eindrucke des soeben siegreich beendeten Krieges die Gemüther beseelte; die durch den Kirchenconflikt genährte Agitation der Ultramontanen konnte unter der katholischen Landbevölkerung nicht ohne Wirkung bleiben; auch das Wachsthum der Socialdemokratie war kein Geheimniß. Aber die Erfolge der Gegner haben bei weitem die Erwartungen übertroffen. Heilige Pflicht der nationalen Parteien ist jetzt, dafür zu sorgen, daß die reichsfeindlichen Bestrebungen die jetzt erreichte Grenze nicht weiter überschreiten.

Ich breche ab, weil ich noch ein anderes Thema auf dem Herzen habe. Das königl. Schauspielhaus hat uns gestern Abend mit der zweiten Novität dieses Winters beschenkt: „In Charlottenburg. Historisches Lustspiel in vier Acten von Max Ring.“ In den Ankündigungen, welche in den letzten Wochen durch die Blätter gingen, hieß das Stück zuerst: „Der Philosoph von Charlottenburg,“ dann „der Philosoph in Charlottenburg,“ und schließlich nannte es der officiële Theaterzettel einfach: „In Charlottenburg.“ Zutreffend wird man diese Bezeichnung schwerlich nennen können, denn die Hälfte der Handlung spielt in Berlin. Zudem läßt die wiederholte Modification des Titels vermuthen, daß man um eine das Wesen des Stückes ausdrückende Bezeichnung in Verlegenheit war, mit andern Worten, daß man nicht recht wußte, was in diesem Schauspiel eigentlich dargestellt werden sollte. Leider wurde diese Vermuthung durch die gestrige Aufführung nur zu sehr gerechtfertigt. Wir befinden uns am Hofe der für Wissenschaft und Kunst begeisterten Kurfürstin Sophie Charlotte in Charlottenburg, und zwar im Jahre 1700. Die Kurfürstin und ihre Hofdame Fräulein v. Pöllnitz schwärmen für die Leibniz'sche Philosophie und haben den sehnlichsten Wunsch, den großen Philosophen nach Berlin zu ziehen. Der Staatsminister Graf Wartenberg aber wittert dahinter die Absicht, ihn zu stürzen, und Leibniz an seine Stelle zu setzen. Zufällig trifft Leibniz gerade aus Hannover ein. Obgleich Wartenberg es zu verhindern gesucht, wird der Philosoph von der Fürstin empfangen. Er überreicht ihr ein Schreiben der Mutter, welche sie bittet, das Streben ihres Gemahls nach der Königskrone zu unterstützen. Sophie Charlotte, der Einmischung in die Staatsangelegenheiten überhaupt abhold, hat sich für diesen Plan bisher nicht erwärmen können; erst nach Leibnizens Darlegung der Bedeutung dieses Actes für Brandenburgs ganze Zukunft, ist sie entschlossen, zu thun, was sie vermag. Inzwischen sinnt Wartenberg auf Mittel, die vermeintliche, gegen ihn gesponnene Intrigue zu durchkreuzen: er scheut sich nicht, die Kurfürstin bei ihrem Gemahl aufs schlimmste anzuschwärzen. Die Charlottenburger Hofhaltung, so klagt er, verschwende enorme Summen; von den Kanzeln werde bereits gepredigt über dies sündhafte Treiben. Nun mische man sich auch in die Staatsangelegenheiten und wolle dem Kurfürsten den Herrn v. Leibniz als Minister aufdrängen. Der Kurfürst geräth in Zorn; es scheint, als wäre der Knoten zu einem Intriguenspiel geschürzt. Aber im nächsten Augenblick erscheint Sophie Charlotte selbst, erzählt ihrem Gemahl den wahren Sachverhalt, und der Knoten ist wieder gelöst. Der Kurfürst ist über den Entschluß seiner Gemahlin, ihren Einfluß für seine Pläne einzusetzen, so entzückt, daß er auf ihren Lieblingswunsch, die Errichtung einer Akademie der Wissenschaften mit Leibniz als Präsidenten, ohne viel Sträuben eingeht. Am nächsten Tage, auf einem Maskenfest in Char-

lottenburg, soll sich die Gelegenheit zu persönlicher Begegnung mit dem Gelehrten bieten. Die Begegnung findet statt und die Akademie ist beschlossene Sache. Da begehrt die Kurfürstin den Fehler, in der fröhlichen Stimmung des Festes ihrem Gemahl die Einwilligung zur Verlobung seines Bruders, des Markgrafen von Schwedt, mit der Prinzessin von Kurland abgewinnen zu wollen. Der Kurfürst, dieser Verbindung durchaus abgeneigt, weist die Bittende streng zurück, das Fest ist gestört, Alles scheint verloren. Wartenberg hat wieder Oberwasser. Dazu kommt, daß ein Page der Kurfürstin, Graf Schlieben, Wartenbergs Tochter entführt hat und das Liebespaar, wie sich herausstellt, bei der Fürstin in Charlottenburg Schutz gefunden hat. Wartenberg sammt seiner aufgeblasenen und herrschsüchtigen Gemahlin sind Feuer und Flamme, diesen Skandal aufs Aeußerste auszunutzen. Aber durch eine Verwechslung ist Leibniz bei dem Charlottenburger Feste von einer unbekanntem Maske ein Kästchen mit einem Brillantschmuck und einer Quittung der englischen Bank zur Besorgung an die Gräfin Wartenberg übergeben worden; es stammt von einem Lord, mit welchem die Gräfin wohl nicht gerade erlaubte Beziehungen unterhält. Leibniz, statt es zur Vernichtung des Wartenberg'schen Ehepaars zu benutzen, hat es der Gräfin in der discretesten Weise zugestellt. Dieser Edelmuth bewirkt in ihr den Anfang der Bekehrung. Und als dann gleich darauf Fräulein Pölnitz, welche die Tante jenes Pagen ist, sammt Leibniz in der gräflichen Wohnung erscheint und Jener der Frau Gräfin eine ehrenvolle Einladung an den Hof überbringt, dieser aber dem Grafen versichert, daß er in Berlin nur wissenschaftliche, und durchaus keine politischen Zwecke verfolge, da ist mit Einem Schlage Alles ausgesöhnt und selbst gegen die Verbindung der Tochter mit dem Pagen hat das uneigennützigte Elternpaar nichts mehr einzuwenden. Zugleich ist im Schlosse aus Wien die Zustimmung zur Annahme des Königstitels eingetroffen, und so endet das Ganze mit — der feierlichen Ausrufung des Königreichs Preußen und der Gründung der Akademie der Wissenschaften; nebenher natürlich auch mit den unausbleiblichen Verlobungen und den langen Gesichtern derjenigen, die auf eine andere Wendung gehofft hatten.

Nicht ohne Mühe haben wir diesen Faden der Handlung aus dem Labyrinth des Ganzen herausgeschält. Auf den ersten Blick erkennt man, daß hier weder von organischer Entwicklung, noch überhaupt von Einheitlichkeit der Action die Rede sein kann. Vor Allem fehlt uns der bestimmte Kern, um welchen die Handlung sich dreht. Nach dem oben Gesagten scheint es, als solle Leibniz der Mittelpunkt sein. Aber was thut der Philosoph für die Entwicklung des Stücks? Gar nichts. Er ist lediglich die unschuldige Ursache und das Object der intriganten Machinationen des Grafen Wartenberg und seiner Gemahlin. In der That, diese Intriguen ziehen sich durch

das ganze Stück; aber auch sie sind nicht die Hauptsache. Im Gegentheil, nachdem uns der Dichter den Grafen als den perfidesten Anschwärzer gezeichnet, nachdem er uns die Gräfin wegen ihrer „Privatgeschäfte“ verachten gelehrt hat, müssen wir plötzlich erfahren, daß Alles nicht so böß gemeint war, und das saubere Ehepaar steht fester bei Hofe, als je. Indes, die Schlussscene des Ganzen giebt uns Aufschluß über die eigentliche Absicht des Dichters. Es galt ihm, die beiden bedeutungsvollen Acte der Regierung Friedrich's III. von Brandenburg: die Annahme der Königswürde und die Gründung der Akademie der Wissenschaften, zu feiern. Diesen Zweck durch dramatische Mittel zu erreichen, war an und für sich eine Unmöglichkeit. In der That ist von der Angelegenheit der Königskrone wie von derjenigen der Akademie nur zweimal die Rede, im Uebrigen werden die vier Acte mit allerlei fremdartigem Beiwerk gefüllt. Muß doch sogar das alte Sujet einer das Deutsche in der bekannten lächerlichen Weise radebrechenden französischen Gouvernante zu einer längeren Episode herhalten!

So ist das Stück — wenn eine unorganische Aneinanderreihung ziemlich zusammenhangsloser Scenen überhaupt ein Stück genannt werden darf — in der dramatischen Anlage vollkommen verfehlt. Nicht minder aber in der technischen Ausführung. Wir sehen weder belustigende noch ergreifende Scenen, weder spannende Situationen noch geistvollen Dialog — mit einem Wort: es fehlt nicht weniger, als Alles. Eine Ausnahme bildet die erwähnte Episode mit der Gouvernante, in welcher der unübertrefflichen Komik der Frieb-Blumauer auch der mürrischste Hypochonder nicht widerstehen wird. Aber eine einzige Dase macht nicht die ganze Wüste vergessen. Etwas besser, als die dramatische Gestaltung, ist dem Dichter die Zeichnung der Personen gelungen, am besten die des Wartenberg'schen Ehepaars und des auf beiden Schultern tragenden und deshalb ewig in tausend Aengsten schwebenden Oberceremonienmeisters v. Besser. Dagegen ist Leibnitz herzlich schlecht gefahren. Der große Philosoph entzückt die Gesellschaft mit pathetischen Declamationen über allerlei Gemeinplätze — das ist Alles. Seine und des Kurfürsten Reden über die Tugenden des märkischen Volkes, über das Aufblühen Berlins, über Brandenburg-Preußens und Deutschlands Zukunft sind allerdings gut gemeint, aber tragen — neben starkem Mangel an historischer Wahrscheinlichkeit — einen so aufdringlich tendenziösen Charakter, daß sie ein hochgebildetes Publikum — und ein solches wird man im königl. Schauspielhause doch durchschnittlich voraussetzen müssen — unmöglich erwärmen können. Das Stück erhielt denn auch gestern nur einen sehr mageren succès d'estime, mit andern Worten: es erlitt eine vollständige Niederlage.

Wiederum drängt sich bei dieser Gelegenheit die Frage auf: Wie kommt dies „Schauspiel“ auf die königl. Hofbühne? Freilich ist das Räthsel nicht ganz so groß, wie bei der ersten Novität dieses Winters, Lindau's „Diana“. Das Bedürfniß, den 18. Januar mit einer Dichtung von patriotischer Tendenz zu feiern, macht die Annahme des Stücks erklärlich, aber es rechtfertigt sie nicht. Politische Gutgesinntheit wird für unsere erste Kunstanstalt doch schwerlich ein Kriterium für die Zulassung dramatisch absolut unmöglicher Producte sein dürfen. Vermag die königl. Theaterleitung den Muses des deutschen Reichs zur Verherrlichung unserer nationalen Festtage keine besseren Gaben abzugewinnen, so lasse sie lieber das Publikum sich seine Feststimmung allein machen und verschone sie es mit deprimirenden Enttäuschungen!

X. X.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Wegler in Leipzig.